

Fremdsprache

Das Thema dieser Tagung [Übertragung – Übersetzung – Überlieferung. Episteme und Sprache (in) der Psychoanalyse Freuds und Lacans] hat mich vor die mir ungewohnte Aufgabe gestellt, eine Jahre zurückliegende Arbeit von mir wieder aufzugreifen. 1992 fand in Dublin unter dem Titel *Le sujet de l'inconscient et les langues* ein Kongreß der *Fondation Européenne pour la Psychanalyse* statt. Ich hielt dort einen Vortrag, in dem es um das Erleben der Tatsache ging, daß es verschiedene Sprachen gibt, um die subjektive Begegnung mit der Fremdsprache und wie diese sich für den einzelnen zutragen kann. Beim Schreiben des Vortrags damals hat sich aus der Reflexion über diese Begegnung ein Stückchen persönlicher Analyse abgewickelt, das erst durch jenen Anlaß zur Sprache gekommen ist, und das Interessante daran ist, daß der Anlaß mit der Notwendigkeit einherging, auf Französisch oder Englisch vorzutragen, ich also diesen Text in Französisch geschrieben und in einem fremden Land zum besten gegeben habe. Mein Titel war *Le désir des langues étrangères* und beinhaltete damit bereits, daß ich nicht, wie angeboten, einen Text auf Deutsch verfassen und diesen vor der Tagung übersetzen lassen konnte bzw. wollte. Es ging mir ja darum, daß man begehren kann, die Muttersprache zu überschreiten, sich in ein fremdes Sprachgebiet hineinzugeben. Das Schreiben in der Fremdsprache ist dann mit einer merkwürdigen, mich überraschenden Leichtigkeit vonstatten gegangen, fast als schriebe sich da etwas von selbst, solange ich nur darauf achtete, die richtigen Verbformen und Präpositionen zu verwenden. In der Fremdsprache konnte ich plötzlich fast hemmungslos sehr Persönliches behandeln. Die Tagung jetzt erschien mir als ein Anlaß, ja, fast als eine Verpflichtung, das damals Entwickelte ins Deutsche herüber- oder vielmehr zurückzuholen, also Übersetzungsarbeit am eigenen Text zu versuchen. Und das ist mir überhaupt nicht mehr leicht gefallen. Ich konnte nicht Satz für Satz übersetzen, wie ich es bei einem fremden Text getan hätte. Als wäre das von mir verfaßte Französisch zu vertraut und zu fremd zugleich. Einiges hat sich umschreiben lassen, einiges ist weggefallen, ein wenig hat sich auch ganz neu geschrieben.

Es gibt eine Geschichte zur Begegnung mit der Fremdsprache, die in meiner süddeutschen Kindheit noch in allen Schullesebüchern

stand. Es ist Johann Peter Hebels Kalendergeschichte¹ vom armen Handwerksburschen, der von »Duttlingen« aus den Rhein hinauf wandert bis nach Amsterdam und dort, in dieser »großen und reichen Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen« ein so herrlich schönes Haus sieht, daß er nicht umhin kann, einen Vorübergehenden zu fragen, ob er ihm sagen könne, wem diese Pracht gehöre. »Kannitverstan« lautet die kurze, schnauzige Antwort auf die in freundlich umständlichem Deutsch angestellte Erkundigung, also »Ich kann nicht verstehen«, aber unser Handwerksbursche meint, er habe gehört, was er wissen wollte: nämlich den Namen des Mannes, nach dem er gefragt hat. »Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan«, denkt er und geht weiter. Dasselbe Frage-und-Antwort-Spiel wiederholt sich darauf am Hafen, wo er über ein besonders großes Schiff staunen muß, dessen kostbare Fracht, Luxusgüter aus aller Herren Ländern, eben entladen wird. Nun glaubt der Handwerksbursche zu verstehen, woher all dieser Reichtum des Amsterdamer Herrn kommt, und beim Weitergehen stellt er

»die traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Als er eben dachte: ›Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat!‹ kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz verummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein.«

Und auf seine treuherzig teilnehmende Bemerkung zu einem der Letzten vom Leichenzug, er trage da wohl einen guten Freund zu Grabe, bekommt er nun zum drittenmal die Antwort »Kannitverstan«.

»Da fielen unserem guten Duttlinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal so schwer und wieder leicht um's Herz. – ›Armer Kannitverstan!‹ rief er aus, ›was hast du von allem Deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von all' Deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute!‹«

Er schließt sich dem Zug an und hört »die holländische Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deut-

1. Johann Peter Hebel: »Kannitverstan«, in: H. Schlaffer/H. Zils (Hg.): *Die Kalendergeschichten. Sämtliche Erzählungen aus dem Rheinischen Hausfreund*, München/Wien 1999, S. 162–164.

schen, auf die er nicht Acht gab.« Leichten Herzens geht er darauf seiner Wege, und fortan, »wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.«

Etwas Merkwürdiges spielt sich in diesem Aufeinandertreffen von zwei Fremdsprachen ab. Das Unverständnis schafft ein Mißverständnis, das zu einer unbedingten Wahrheit, der Erkenntnis der Begrenztheit unseres irdischen Lebens und des Genusses seiner Güter führt. Oder psychoanalytisch ausgedrückt: In aller Naivität stößt der Duttlinger in Amsterdam auf einen Begriff für die symbolische Ordnung – für ihn ist sie christlich religiös gesetzt –, in der sein Begehren einen befriedenden Rahmen finden kann. Was will nämlich unser Handwerksbursche in der Fremde damit, daß er sich nach dem Namen des Besitzers solcher nie gesehener Pracht erkundigt? Er will den fremden Reichtum mit einem menschlichen Namen belegen können, ihn sich damit wenigstens ein Stückchen weit in seine Welt – in Duttlingen kennt ja gewiß jeder jeden mit Namen – hereinholen. Er fragt nach einem Eigennamen, also – aber das weiß er freilich nicht – nach dem Signifikanten im Reinzustand, als den Lacan im Seminar über die Identifizierung den Eigennamen bezeichnet, dem Signifikanten, der, obwohl er durchaus auch etwas bedeuten kann, keinen anderen Sinn machen muß als den, wie ein Buchstabe in einem einzigen Zug die Funktion des Subjekts in der Sprache zu markieren. Der Handwerksbursche weiß nicht, daß er im Grunde damit nach etwas fragt, was ihn selbst betrifft, nach einem Signifikanten für sein Begehren, das sich – erst noch unerkant und dunkel in seinem Staunen – in ihm regt. Daß er nämlich nach seinem eigenen Fehlen im Geschauten, nach seinem Ausgeschlossensein aus dieser Pracht fragt, die ja fremd ist, also nicht ihm gehört, sondern einem anderen gehören muß. Er weiß nicht, daß er nach dem Namen des unbekannten Besitzers fragt, um dessen Besitz zu begehren, ihn in der benannten Differenz zu sich selbst darum beneiden zu können. Daß dieser vermeintliche Name nun ausgerechnet die Worte »Ich kann nicht verstehen« zu einem einzigen Zug zusammenfaßt, ist ein hintersinniger, exquisit lacanianischer Joke in dieser Kalendergeschichte. Gerade als er sich an die Stelle des anderen, des fremden Herrn, wünscht, der unverbrüchlich mit dieser Pracht zu identifizieren wäre, ist unser Handwerksbursche ja in seinem Mißverständnis auf der Ebene, wo Signifikanten Sinn machen, wo sie etwas bedeuten, selbst der »Kannitverstan«, nämlich einer, der nicht versteht, daß dieser fremde Reichtum, der ihn so beeindruckt, zwar unermeßlich sein mag, aber daß ein menschlicher Inhaber solchen Reichtums in seinem Sein nicht an dieser Unermeßlichkeit oder Unendlichkeit partizipieren kann, weil er eben menschlich und sterblich ist, weil im menschlichen, d.h. sprachlichen Zugang zum Realen, selbst im

menschlichen Besitz materieller Güter, immer etwas aufklafft und fehlt. Erst als der wahre fremde Herr, das tatsächlich Unverständliche, der Tod, ihm begegnet, der ihn und den Herrn Kannitverstan gleichermaßen betrifft, sie als Subjekte wieder gleichstellt, d.h. gleichermaßen derselben Ordnung unterworfen, versteht er, daß jeder Menschenname heißt: »Du wirst einmal sterben«, daß der Eigenname, der Signifikant der Subjektfunktion, eingeprägt auf das Dingliche, das Materielle, an sich der Zug eines Verlusts ist. Eines Verlusts, der unabdingbar ist, damit ein unerfüllbares Begehren sich etablieren und gelebt werden kann.

Ich bin sozusagen mit Johann Peter Hebel aufgewachsen, mein »Duttlingen« heißt Schopfheim, sechs Kilometer von seinem Geburtsort Hausen im Wiesental entfernt. In Schopfheim hat der Dichter als Knabe die ehemalige Lateinschule besucht, und das große Ereignis für uns Kinder aus Schopfheim und den umliegenden Dörfern war das damals alle zwei Jahre stattfindende Hebelfest, das uns Kleinen gewidmet war. Und auch ich habe, geprägt durch die besonderen Umstände der Nachkriegszeit, meine mit dem Neid auf das Schauspiel fremden Wohlergehens verbundenen Kannitverstan-Erlebnisse gehabt. Zum einen genau wie bei Hebel, als die Schweizer Grenze wieder aufging und wir regelmäßig nach Basel fuhren, dieser Schlaraffenstadt ausländischen Wohlstands, in der wir uns etwas Kaffee und Schokolade kaufen konnten. Als ich lesen lernte, war ich in Basel baß erstaunt über den Reichtum einer gewissen Frau Tea Room (eine Tante von mir hieß ja auch Thea), die offenbar sämtliche Cafés der Stadt besaß. Zum andern, das war früher und anders als bei Hebel, hat mich neben dem Reichtum der Fremden gerade auch das Phänomen ihrer unverständlichen Sprache erstaunt. Die Franzosen waren in unser Städtchen gekommen, die Besatzungsmacht, wie sie genannt wurden. Die Offiziere hatten die besten Wohnungen beschlagnahmt und waren mit ihren Familien dort eingezogen, und sie redeten französisch. Wir Kinder hörten sie auf der Straße miteinander sprechen, die eleganten geschminkten Frauen und die kleinen Mädchen mit offenen Locken, während unsere Haare noch gnadenlos in deutsche Zöpfe geflochten waren. Sie kamen uns in unserer grauen, armseligen deutschen Nachkriegswirklichkeit wie Erscheinungen aus einer schöneren Welt vor. Wir Kinder folgten ihnen in gewissem Abstand, wenn sie mit ihren nackten, paradiesisch duftenden Weißbroten unter dem Arm daherschritten, und hörten sie miteinander sprechen. Aber das Merkwürdige war, daß diese Besitzer, in offener Widerlegung ihrer doch als eine sprachliche deklarierten Macht, uns nicht nur keine Sätze brachten, sondern überhaupt der Sprache als solcher gar nicht mächtig zu sein schienen. Wir Kinder spielten »Franzosen« und machten das nach: »*Ouengouengoueng lala*«. Es war eine Fremdsprache, es war Französisch, das hatte man uns gesagt, aber was sollte das heißen? Das waren ja weder Wörter noch Sät-

ze, nur ein Brei aus Lauten. Wie wollten die sich mit so etwas verständigen? Das Problem, daß ausgerechnet die »Besitzer« keine richtige Sprache zu haben schienen, hat mich so beschäftigt, daß ich es schließlich den Eltern vorlegte. Und diese reagierten natürlich nach Erwachsenenart überlegen amüsiert, aber sie wiesen mich nicht, wie es nahegelegen hätte, auf den Referenzcharakter der Sprache hin, sie erklärten mir zum Beispiel nicht, daß die Franzosen *pain* zu dem sagten, was sie unter dem Arm spazieren trugen, usw., sondern – und wie entscheidend das für mich in Zukunft werden sollte, hat sich später gezeigt – um darzulegen, daß in der Fremdsprache durchaus lautlich unterscheidbare, bedeutungstragende Einheiten zu hören sind, gaben sie mir den bekannten Kinderreim, der von der Entsprechung, also der Übersetzungsmöglichkeit zwischen den beiden Sprachen handelt:

»*Le boeuf*, der Ochs, *la vache*, die Kuh,
Ferme la porte, die Türe zu.«

Dieser Reim scheint meiner Verwunderung ein Ende gesetzt zu haben. Ich erinnere mich von da an keiner kindlichen Grübeleien über das Thema der Fremdsprache mehr. Als ich ins Gymnasium kam, stand als erste Fremdsprache im südlichen Baden-Württemberg Französisch auf dem Lehrplan, und ein paar Klassen später erschien dann ein junger Französischlehrer, der mich für sich und sein Fach zu begeistern wußte. Ich verbrachte sehr bald meine Ferien bei einer Brieffreundin in Frankreich, wo ich vor allem die fremden Tafelfreuden genoß und dabei vernügt die Fremdsprache parlieren lernte, und habe mich nach dem Abitur scheinbar ganz einfalllos, wie mir später vorkam, für das Studium meiner Lieblingsschulfächer Deutsch und Französisch entschieden. Aber die Fremdsprache, in der ich mich wirklich heimisch fühle, ist dann das Italienische geworden, das ich erst nach dem Studium vor Ort gelernt habe, ohne Unterricht, fast wie ein Kind, allerdings mit Hilfe von Wörterbüchern und einer Grammatik, in dem Land, in dem ich fünfzehn Jahre geblieben bin. Erst nach Jahren dort, mit dem dort erst entstandenen Interesse für die Psychoanalyse und Lacan, habe ich wieder Kontakt mit Frankreich und dem gesprochenen Französisch aufgenommen und mußte zu meiner Betrübnis feststellen, daß ich es nicht mehr so flüssig sprach wie früher einmal und daß die Ähnlichkeit zwischen der italienischen und der französischen Sprache Anlaß zu vielen Fehlern geworden war, die mir nun ständig unterliefen. Immer wieder rutschten mir italienische Wortformen und Ausdrücke dazwischen, und ich bekam es mit den »*faux amis*« zu tun, den falschen Freunden, wie durch Wortgleichheit, aber Bedeutungsdifferenzen entstandene Irrtümer zwischen den Sprachen im Französischen heißen. Ich wunderte mich nicht darüber, ich war eben aus der Übung, die beiden romanischen Sprachen erschienen mir wie kommunizierende Gefäße, in denen

es natürlicherweise zu Vermischungen und Verunreinigungen kommen konnte. Das Problem, das mich mit der Zeit zu beschäftigen begann, war ein anderes, es betraf die deutsche Sprache, meine Muttersprache und die Sprache Freuds. Ich war im romanischen Sprachraum auf die Psychoanalyse gekommen, hatte mich italienisch und französisch sprechend in ihr ausgebildet, meine ersten psychoanalytischen Aufsätze verfaßte ich in Italienisch. Das Symposium »Lacan lesen«, das nach dem Erscheinen der deutschen Übersetzung von Seminar XI 1978 in Berlin deutschsprachige an Lacan Interessierte zusammenbrachte und zur Gründung der *Sigmund Freud-Schule* führte, gab dann den entscheidenden Anstoß, mich mit diesem Problem auseinanderzusetzen. Auf Deutsch über Lacan sprechen zu hören, ihn in deutscher Übertragung zu lesen, bedeutete eine Erschütterung, das Aufbrechen eines Zweifels, der schon länger, halb bewußt, an mir nagte. Ich las zwar natürlicherweise Freud auf Deutsch, aber meine Aneignung der Psychoanalyse, meine Auseinandersetzung mit ihr waren durch Lacan und die romanischen Sprachen Französisch und Italienisch bestimmt, spielten sich darin ab. Konnte ich Lacans Theorie auf Deutsch erfassen, deutsch denken, galten die Begriffe und Denkweisen noch, waren sie noch für mich verbindlich, griffen und ergriffen sie mich noch, wenn sie mühsam ins Deutsche eingeführt, in Freuds Sprache übersetzt wurden, gab es da ein Zurück, konnte ich das Erlernte und Erfahrene heimholen in den Sprachraum der Kindheit? In Berlin zu erfahren, daß es einige andere gab, die sich auf Deutsch mit Lacan befaßten, hat mich bewogen, es zu versuchen. Ich bin mit meiner Arbeit an der Psychoanalyse nach Deutschland zurückgekommen und inzwischen länger hier, als ich in Italien war.

Vor acht Jahren war ich wieder einmal besonders beschäftigt mit dem Thema der verschiedenen Sprachen, das zu dem Zeitpunkt durch den Kongreß »Lacan und das Deutsche« in Berlin, die nachfolgende Redaktionsarbeit an den Texten für den Kongreßband und den nächsten geplanten Kongreß der *Fondation Européenne*, eben den eingangs erwähnten in Dublin, der ursprünglich unter dem Titel »*Lalangue et les langues*« stand, auf der Tagesordnung stand. Als ich gerade mit der Vorbereitung meines Vortrags angefangen hatte, fuhr ich zu einer von der Gruppe *Apertura* veranstalteten Tagung nach Straßburg, und da passierte Folgendes. Ich stieg am Bahnhof in ein Taxi und gab dem Fahrer in, wie mir schien, flüssig mühelosem Französisch meine Anweisungen. Doch der antwortete mir bald: »*Sie kenne do ruig deutsch spreche*«. Ich war etwas betroffen. Natürlich hatte er mich als Deutsche erkannt, aber hatte ich so einen fürchterlichen Akzent, hatte ich mich so schlecht ausgedrückt, daß er mir unüberwindliche Schwierigkeiten im Französischen unterstellen mußte, daß er, der mich erst französisch angesprochen hatte, es nun für klüger hielt, mir gegenüber auf den Gebrauch dieser Sprache zu verzichten? Und dann wurde mir klar, was für

einen Fehler ich gemacht hatte. Ich hatte gefragt: »*Pouvez-vous vous fermer d'abord un moment au numéro 5 de rue Kageneck?*« *Fermer* wie im italienischen Wort *fermare* für »halten«, statt *arrêter*; im Französischen heißt *fermer* bekanntlich »schließen«. Wieder einmal so ein verfluchter *faux ami*-Fehler und dazu noch einer, der mir schon so oft unterlaufen war! Doch diesmal blieb es nicht beim Ärger, das Unbehagen, ja die Scham, die mich wegen dieses Fehlers erfaßten, waren so intensiv, daß sie tiefere Wurzeln haben mußten. Zum erstenmal schob ich den Verdruß über mein verunreinigtes Französisch nicht beiseite und dachte, als ich daranging, meinen Vortragstext zu schreiben, über diese kleine Szene nach – und plötzlich hörte ich wieder den Reim:

»*Le boeuf*, der Ochs. *La vache*, die Kuh.

Ferme la porte, die Türe zu.«

Und mit einem Schlag war sie da: meine Urszene nämlich, nichts Geringeres!

Während des Kriegs hatte ich als Kleinkind mein eigenes Zimmer gehabt, neben dem Schlafzimmer meiner Eltern, getrennt durch eine Tür. Nach dem Krieg waren wir zu den Großeltern gezogen, wegen der Wohnungsnot durch die von den Besatzern beschlagnahmten Wohnungen und auch wegen der Krankheit meines Vaters, der seinen Widerstand gegen Hitlers Krieg mit Magengeschwüren geleistet hatte und inzwischen so geschwächt war, daß er sich dem Willen meines Großvaters, der ihn für sein Geschäft in Anspruch nahm, nicht mehr widersetzen konnte. Wir drei, Vater, Mutter, Kind schliefen nun zusammen über der eigentlichen Wohnung in einer Mansarde, wo mein Bett in einer Nische stand – »Eck« heißt das süddeutsch –, und ich fing an, *pavor nocturnus* und auch tagsüber Angst vor dem Schlafen dort zu entwickeln, über die ich aber nicht sprechen konnte, weil ich mich ihrer schämte. Ich versuchte meine Angst, die mich im Dunkeln überfiel und tagsüber als Furcht davor quälte, geheimzuhalten. Das wurde mit der Zeit immer schlimmer, bis ich dann eines Nachts völlig überzeugt war, ein Gespenst habe im Schrank geklopft und geklopft und würde nun gleich herausfahren und erscheinen. Diesmal war meine Panik so groß und so ununterdrückbar, daß ich mein Bettzeug packte und nach unten in die großelterliche Wohnung floh. Und so schaffte ich es, daß ich aus der Spukmansarde ausquartiert und mein Bett ins Wohnzimmer meiner Eltern gestellt wurde, das neben dem Schlafzimmer meiner Großeltern lag. Und von da an war alles wieder in Ordnung, ich hatte meinen eigenen Schlafraum, fühlte mich wohlbehütet in der Nähe der Großeltern hinter der geschlossenen Tür und schlief sanft und ruhig.

Ich erinnere mich nicht, nachts da oben in der Mansarde meine Eltern im Ehebett gehört zu haben, und mit keinem Wort wurde je in der Familie benannt, jedenfalls kam es mir nie zu Ohren, daß es viel-

leicht nicht in Ordnung war, daß ich bei den Eltern im Zimmer schlief und daß es um einen eigenen Raum für mich ging. Die von allen akzeptierte Familienmeinung war einfach, ich hätte Angst vor dem Raum da oben, dieser verwinkelten alten Mansarde mit der dunklen Tapete in der Nähe des Dachbodens mit seinem faszinierend unheimlichen Gerümpel. Natürlich war diese Situation in meiner Analyse zur Sprache gekommen, aber es war dabei etwas offen oder vielleicht ja auch verschlossen, dem erinnernden Gefühl nicht zugänglich geblieben. Ein überpersönliches, allgemeines Wissen, die Konstruktion, daß es da um meine Urszene gegangen sein mußte, war ausgesprochen und akzeptiert worden, ohne mich wirklich zu erfassen. Erst mit dem Erlebnis im Taxi, das in der rue Kagenack (Eck!) halten sollte, als ich halten und schließen verwechselte und mich deswegen so unverhältnismäßig schämte, kam das Erlebnis wirklich in der Sprache an, wurde es mir in seiner sprachlichen Dimension bewußt. Ich erkannte, daß es der Kinderreim gewesen sein mußte, der es mir möglich machte, meiner Angst Abhilfe zu schaffen, die Tür als etwas Fehlendes wieder einzuführen, ohne daß ich damals davon ein bewußtes Wissen zu haben brauchte (als Ersatz für dieses unbewußte Wissen meldete sich wie eine richtige Wahnvorstellung die Phantasie der aufzuspringen drohenden Schranktür). Der Übersetzungsreim, der Reim, der eine Entsprechung zweier Sprachen darlegt, lautet ja: Ein männliches Wesen, ein weibliches Wesen, die Türe zu, so soll es sein. (Daß es sich beim Ochsen um ein kastriertes Männchen handelt und was ich mir damals darunter vorstellen konnte, diesen Faden zu verfolgen würde in diesem Zusammenhang zu weit führen.) Also Türe zu, wenn ein Paar zusammen ist, so sagte es das Französische, so übersetzte es das Deutsche, so war es bei den Franzosen, so konnte es bei den Deutschen auch sein, so hatte es seine Ordnung. Und diese Ordnung war mir durch Erfahrung ja bereits einmal gegeben gewesen. Aber da oben in meiner Ecke in der Mansarde war keine Tür mehr zu schließen, allenfalls hätte ich, wäre ich dazu in der Lage gewesen, im Schlaf aufgestört durch beunruhigende unverständliche Vorgänge drüben im Ehebett rufen können: »Halt!« Aber das war dem natürlich damals noch längst nicht »aufgeklärten« Kind unmöglich, wie sollte es einem Spuk »Halt!« zurufen! Es war in seiner Angst so ausgeliefert und ohnmächtig, wie es vorher auf einer anderen Ebene und aus anderen Gründen dem Vater in seiner politischen Ohnmacht nicht möglich gewesen war, den Vorgängen im Nazideutschland durch lauten Protest Einhalt zu gebieten. Aber wer nicht deutlich protestiert, wird kaum Gefühlen der Scham und Schuld wegen Komplizenschaft entgehen. Und so vermengen sich hier zwei Unordnungen, zwei gravierende Störungen in der großen Geschichte und in der kleinen subjektiven: Wegen Hitlers Krieg und dessen Folgen, der durch seinen passiven Widerstand der Krankheit abgebrochenen Karriere meines Vaters und der französischen Besatzung, die den Wohnraum so knapp machte, war

ich um die häusliche Ordnung einer zwischen mir und dem Elternpaar zu schließenden Tür gebracht worden, aber dennoch hatte die Begegnung mit der fremden Sprache der Besatzungsmacht es ermöglicht, die Ordnung aufs neue zu setzen – sprachlich –, die zu schließende Tür, die jetzt fehlte, zu benennen und sie damit auch materiell in der Wirklichkeit wieder einzuführen, sie anderswo zu suchen. So hatte also meine kindliche Kannitverstan-Frage »Wie können die Franzosen mit diesen unverständlichen Lauten einander verstehen?« zu dem Ergebnis geführt, daß es mehr als eine Sprache braucht, mehr als die Muttersprache, daß manchmal ein Aufeinandertreffen mit einer fremden Sprachordnung nötig ist, um in der Muttersprache eine Unordnung, ein Fehlen, eine Lücke im Symbolischen deutlich zu machen, aussprechen zu können.

Mir war diese Lücke nicht bewußt geworden, sie hatte dafür Angst ausgelöst. Ich war aus dem Raum, wo sie aufklaffte, ausgezogen, weil die Angst es mir unmöglich gemacht hatte, mich dort aufzu-*halt*-en. Ich war weggegangen aus der Mansarde, hatte mich selbst aus den Vorgängen zwischen meinen Eltern, die mich ja nichts angingen und angehen durften, ausgeschlossen. Ich war genau aus dem Grund weggegangen, daß ich und auch die Eltern nicht fähig gewesen waren, den Signifikanten »Halt!« auszusprechen, der mir so lange Zeit danach in meinem Französischen wieder seinen Dienst versagte. Die Scham, die mich damals daran hinderte und die mich mit alter Wucht im Straßburger Taxi wieder überfiel, hat gewiß damit zu tun, daß ich etwas verwechselte, hat mit einer tiefer liegenden Verwechslung zu tun als der, die mir zwischen *fermer* und *arrêter* passierte. Ich schämte mich in Straßburg eines sprachlichen Fehlers, der mir wider besseres Wissen unterlaufen war, ich wußte es ja, daß *fermer* etwas anderes bedeutet als *arrêter*. Ohne es wahrzuhaben, wußten aber damals auch wir ganz bestimmt alle, Eltern, Großeltern und Kind, den unbewußten und peinlichen Grund meiner Angst, wußten wir, daß diese Situation hätte unterbunden werden, hätte aufhören müssen. Und daß dieser Grund für mich ganz besonders genierlich war, lag sicher daran, daß ich dieses Genießen der Eltern, aus dem ich ausgeschlossen war, auf verwirrende Weise mitgenoß, ohne dafür einen mir explizit angewiesenen Platz einnehmen zu können. Daß ich mich in diesem Mitgenießen, in diesem räumlich erzwungenen Dabeisein, das ja keines sein sollte, also verschwiegen, geleugnet wurde, an die Stelle meiner Mutter phantasierte, mich mit ihr verwechselte. Und so erweist sich nachträglich mein erstes Weggehen aus der Eltern-Kind-Gemeinschaft als durch Fremdsprache bedingt, durch die Existenz einer fremden Sprache ermöglicht. Durch die Begegnung mit der fremden Sprache hatte sich mein Ausgeschlossenensein aus der Geschlechtsbeziehung der Eltern symbolisiert – es war nicht als mein, sondern als ein mir fremdes, ja tierisches Genießen benannt worden. Und das hatte es mir möglich gemacht, mich zu rühren, mich fort-

zubewegen, dem angstvoll genußreichen Bann zu entinnen, eigene Räume zu beziehen. Meine Kannitverstan-Frage nach dem mir unverständlichen sprachlichen Funktionieren des Französischen hatte sich durch die Antwort, die ich darauf erhielt, wie die meisten kindlichen Fragen als eine nach den Rätseln des Geschlechtlichen herausgestellt, und ich hatte durch den Übersetzungsreim gerade so viel Auskunft bekommen, wie ich brauchte, um diese Situation zu lösen und hinter mir zu lassen.

Das Genießen der anderen war (in Gestalt eines Entzugs hinter verschlossener Tür) zur Sprache gekommen, gewiß als Entsprechung der verschiedenen Sprachen und derer, die sie sprechen, aber doch vom Französischen ausgehend, der Sprache der Besatzungsmacht, die in meinen kindlichen Augen sehr viel glanzvoller, sehr viel besser gestellt waren als wir und offenbar unbekannte, verlockende Genüsse genossen. Es ist also nicht verwunderlich, daß Frankreich das erste Ausland war, wo ich hin wollte und das ich mir früh vertraut machte (ich war erst dreizehn bei meiner ersten selbständigen Reise zu einer mir noch unbekannten Familie im Burgund). Aber die fremden Genüsse waren als ausländische auch weniger unheimlich (im Freudschen Verneinungssinn des Worts). Fremdes konnte man kennenlernen, sich vertraut machen, sich erobern, es hatte nicht das Unheimliche des elterlichen Genießens. Das ist freilich nichts Besonderes. Viele ödipale Verstrickungen werden durch Grenzüberschreitungen ins Fremde gelöst, Überschreitungen sprachlicher, nationaler, rassischer, religiöser, ständischer, weltanschaulicher Grenzen. Bei mir lief der notwendig das Fremde durchquerende Weg hin zum eigenen Genießen über fremde Sprachen. Und es ist natürlich ein Zufall – so wie es ein Zufall war, daß ich nach dem Studium in Italien landete –, daß der Signifikant *fermare* im Italienischen nicht schließen, sondern stillestehen, festmachen, aufhalten, anhalten bedeutet – und: bleiben. *Fermati!* kann heißen »Stillgestanden! Halt!« und »Bleib doch da!« Im Italienischen war keine zu schließende, mich ausschließende Tür mehr vonnöten, ich hatte mir den fremden Raum (Sprachraum) erobert, in dem Platz für mein Genießen war und sein durfte. Ich blieb da, fünfzehn Jahre lang!

Die Sprache ist ein Tresor von Zufällen. Alle diese Entdeckungen wurden ja schließlich ausgelöst durch den Anlaß in Straßburg, zu dem ausgerechnet »Apertura« geladen hatte, ein Eigenname für eine französischsprachige psychoanalytische Gruppe, der ein italienischer Signifikant ist und »Öffnung« oder auch »Eröffnung« bedeutet. Es gehört in diesen Zusammenhang, daß ich mich in Italien erst eine Zeitlang abgeschlossen, mich in den romanischen Sprachraum eingeschlossen habe, um zu dem zu finden, was mich interessierte, was ich mir zu eigen machen wollte. Und daß mit der Wiederbegegnung mit der Muttersprache im Kontext der Lacanrezeption eine Öffnung und Problematisierung dieses sprachlichen Abgeschlossenenseins vor sich ging, die schließlich zu

der Rückkehr ins Deutsche, in den deutschen Sprachraum führte, der inzwischen fremd genug geworden war, um mich reizen zu dürfen. Ich bin bei der Psychoanalyse geblieben, allerdings unter der Bedingung, daß ich mir ihre Praxis nicht anders vorstellen kann als mit der von Lacan eingeführten Zäsur der Sitzung, die ja jedesmal ein »Halt! Danke! Es ist genug für heute« bedeutet, ein »Halt!«, das im ambivalenten Wortsinn ein Aufhören (also auch ein Aufhören) ist, so daß ich in meiner Praxis nun immer genau das tue, zu was ich im Bett in der Mansarde nicht imstande war, weil der Signifikant dafür fehlte. Und in denselben Zusammenhang gehört, daß ich mir im Zuge dieser Rückkehr eine Nebentätigkeit, eine zusätzliche Praxis als Übersetzerin literarischer Texte geschaffen habe, die mir zur Erholung von der Psychoanalyse dient. Diese Übersetzungen veröffentliche ich unter einem Pseudonym, also gewissermaßen heimlich. Als ich dieses Pseudonym wählte, fand ich den Nachnamen einer Urgroßmutter besonders geeignet, weil er erstens ganz gewöhnlich ist, also nicht als Pseudonym erkennbar, und zweitens neben einer Berufsbezeichnung auch das Bewohnen einer Ecke bedeuten könnte.² Die Ecke mit meinem Kinderbett in der Mansarde war mir freilich dabei nicht in den Sinn gekommen, aber deutlich hat auch hier immer noch die im Kinderreim beschworene Szene nachgewirkt. Sich übersetzend auf einen literarischen Text einzulassen, heißt mitgenießen müssen, gezwungen sein, an einem fremden Genuß teilnehmen, auch wenn man manchmal voller Verzweiflung am liebsten den jeweiligen Autor einen dummen Ochsen oder eine blöde Kuh schelten würde. Deswegen übersetze ich nicht gerne theoretische Texte, es sei denn wirklich zutiefst von mir bewunderte. Und höchstwahrscheinlich, aber das dämmert mir erst jetzt, hängt damit meine seit jeher bestehende, mit Selbstkritik rationalisierte Hemmung zusammen, die es mir verbietet, eigene literarische Texte zu schreiben, obwohl ich mir das als den höchsten Genuß vorstelle.

Und immer wieder muß man beim Übersetzen anhalten, weggehen, die Sache auf dem Schreibtisch liegen lassen, bis man sich ihr wieder zuwenden kann.

Wer sich hermetisch in einen Sprachraum einschließt, die Berührungen mit anderen Sprachen an den Grenzen vermeidet und diese Grenzen nie zu überschreiten sucht, riskiert Stillstand und gründliche Mißverständnisse. Er kann zum Beispiel glauben, er verstünde seine eigene Sprache, verstünde sie richtig und ganz, und er wisse, was er sage. Jeder Versuch, eine fremde Sprache zu sprechen, erschüttert diese falsche – Lacan würde sagen »idio-(ma)-tische« – Sicherheit. Daher wird auch die Muttersprache, die jemand in seiner Analyse spricht, erst ein-

2. [Vgl. die Auswahl der unter Pseudonym erschienenen literarischen Übersetzungen hier im Anhang: *Die Veröffentlichungen von Jutta Prasse*; d. Hg.]

mal zur Fremdsprache werden müssen, und daher ist es möglich, seine Analyse in einer Fremdsprache zu machen, unter der Bedingung, daß diese nicht zur scheinbar einzigen Sprache wird, in die man sich einschließt, in der man sich seiner eigenen Geschichte verschließt, die ja eine subjektive Sprachgeschichte ist. Ein Spezialfall der Sprache, situiert zwischen Muttersprache und Fremdsprachen oder besser gesagt jenseits von ihnen, abgelegen, sind die Fachsprachen, die ganz auf kunstreich-künstlicher Einführung von Ordnung beruhen, ganz der Ordnung dienen und so weit es geht, Konsense festlegen, um die verwirrende Vieldeutigkeit und Ambivalenz der natürlichen Sprache einzudämmen. Sie sind unvermeidlich zur Verständigung über ein sagbares Wissen. Aber gerade wer sich in sie einschließt, wer vergißt oder nicht beachtet, daß ihre Gültigkeit und ihr Wert und ihre Brauchbarkeit sich nur kraft ihrer Grenzen herstellt, die ständig überschritten werden müssen, damit der Bezug zur eigentlichen Sprache nicht verlorengeht, wer also vergißt, daß er sich ständig selbst wieder zurückübersetzen muß, was er in der Fachsprache denkt, und daß die Fachsprache immer einer offenen Passage vom gewöhnlichen, alltäglichen Sprachlichen, eines Transferts, einer Übertragung bedarf, damit sie nicht verodet, der schließt sich ein in einen Jargon, den er um so besser zu verstehen glaubt, als er jeglichem Kannitverstan-Mißverständnis aus dem Weg geht, jede unvermutete Begegnung mit sich als Subjekt vermeidet. So gibt es ein ungestörtes Genießen des Wissens. Gerade in der Psychoanalyse ist ein solcher Jargon im Grunde aber unmöglich, da sie schließlich vom Unbewußten in der Sprache handelt. Die Psychoanalyse, wie ich sie kenne, trägt die Marke zweier Eigennamen: Freud und Lacan. Es ist eine bittere Ironie der Geschichte der Psychoanalyse, daß ausgerechnet »Lacanianer« – in einem Mißverständnis, an dem Lacan selbst gewiß nicht unschuldig ist – sehr zu Jargon neigen, in sämtlichen verschiedenen Sprachen, in denen es inzwischen Lacanianer gibt. Deswegen ist es mir so wichtig, daß in der Arbeit an der Psychoanalyse Sprachgrenzen überschritten werden, daß es Anlässe gibt wie zum Beispiel diese Tagung, an denen Sprachen und Diskurse aufeinandertreffen und den Zufällen und Einfällen und Einbrüchen des Übersetzens ausgesetzt werden. Wenn wir in der Praxis der Psychoanalyse auf das Nichtverstehen verzichteten, würden wir kaum mehr etwas uns Neues entdecken und auch vor lauter Klarheit das bereits Verstandene nicht mehr verstehen. Daher sollten wir uns ab und zu ruhig aufmachen und – ich entschuldige mich für den Kalauer – ein »Lacannitverstan«-Erlebnis riskieren.